

Fastenpredigt / Greven St. Martinus / 21. Februar 2016
Heinz-Georg Surmund

Einführung

Eine Fastenpredigt mit einem Witz eröffnen – verboten ist das wohl nicht. Ob es heute hier angebracht war – können wir das Urteil darüber vielleicht zurückstellen bis zum Ende dieser Besinnung? Der Witz gehört zu Twente – Twente, so heißt die Landschaft bei Enschede, Hengelo, Almelo. Da wird erzählt: Schließlich kommt Gott auch nach Twente, um dort den ersten Bauern zu erschaffen. Mit einiger Mühe erwacht der zum Leben, rappelt sich auf, schaut sich um, sieht dann seinen Schöpfer. Stirnrunzelnd mustert der Bauer den Andern, den er nicht kennt; Unwille überschattet sein Gesicht. Er braucht nicht lange zu überlegen, gleich bricht aus ihm heraus, was ihn stört: Was tust du hier? Was hast du zu suchen auf meinem Grund und Boden?



Wem gehört die Erde? Psalm 24 gibt gleich in seinem ersten Satz die Antwort – diese Antwort: „Dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt, / der Erdkreis und seine Bewohner“ (Ps 24,1).

Eine andere biblische Stimme sagt: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?“ (1 Kor 4,7). Paulus stellt diese Frage, und er hält sie sich auch selbst vor.

Was ist wichtig in meinem Leben, was zählt? Das Nachdenken darüber kommt zu anderen Ergebnissen, wenn es von diesem Vorzeichen ausgeht: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?“

Am größten wird die Überraschung sein, wenn mir aufgeht: „Mich selbst – habe ich das denn, habe ich auch mich – empfangen?“

Lesungen: Sprüche 8,22-31; Lukas 7,36-50

Predigt

„Der Mensch ist nicht stark aus eigener Kraft“ (1 Sam 2,9c) – darüber freut sich in einem biblischen Lobgesang eine jüdische Frau, Hannah. Nach langem vergeblichem Warten ist sie doch noch Mutter geworden, hat ein Kind bekommen, ihren Sohn Samuel.

„Der Mensch ist nicht stark aus eigener Kraft“ (1 Sam 2,9c). Wenn das stimmt; wenn es zuerst und zuletzt nicht ankommt auf die eigene Kraft – welche hat Vorrang? Aus welcher Quelle leben wir denn?

Stark ist der Mensch aus dem Empfangen. Dies ist mir in den letzten Tagen und

Wochen neu aufgegangen – aber nur anfanghaft, noch nicht so, dass ich sagen könnte: ich lebe voll und ganz aus dieser Quelle: stark ist der Mensch, stark bin ich aus dem Empfangen. Zumindest die Sehnsucht danach hat sich in mir wieder stärker bemerkbar gemacht. Ja, wie wird das Leben aufblühen, wenn ich mich mit allen Fasern meiner Existenz darüber wundern, daran freuen kann: nicht nur mit dem Lebensnotwendigen bin ich versorgt – ach nein, viel mehr, so viel mehr ist mir zuge-dacht. Übervoll ist mein Becher (Ps 23,5d). Alles soll mir zufallen, alles und darin ich selbst – wenn ich mich nur ganz und gar fallen lasse, mich verlöre im Empfangen.

„Ich wurde empfangen“. Das ist das Erste, was jeder Mensch – auch in diesem Raum – von sich sagen kann. Und dieses Vorzeichen, „ich wurde empfangen“, bleibt bestimmend für unser ganzes Leben. Psalm 139 betet:

„Du hast mein Inneres geschaffen, / mich gewoben im Schoß meiner Mutter.

Ich danke dir, dass du mich so wunderbar gestaltet hast. /

Ich weiß: Staunenswert sind deine Werke.

Als ich geformt wurde im Dunkeln, / kunstvoll gewirkt

in den Tiefen der Erde, / waren meine Glieder dir nicht verborgen.

Deine Augen sahen, wie ich entstand, / ...; meine Tage waren schon gebildet, / als noch keiner von ihnen da war“ (Ps 139, 13-16).

Jeder Mensch lebt aus dem Empfangen – aber oft ist uns das nicht bewusst, und gelegentlich wollen wir davon kaum etwas oder sogar überhaupt nichts wissen. Dann möchten wir wie der erste Bauer in Twente Gott vom Hof schicken, des Landes verweisen – und mit ihm, Gott, gleich auch all die anderen Störenfriede, deren Schicksal sich Gott so zu Herzen nimmt. Nicht nur in Twente können Menschen aufbegehren: „Was tust du hier, was hast du zu suchen auf meinem Grund und Boden?“

Mit gleicher Münze heimzahlen – das schenkt Gott uns. Mehr noch: er lässt uns trotzdem seiner Vertreibung, seiner Ausweisung weiter aus dem Empfangen leben – lässt seinen Regen fallen auf Gute und Böse, und seine Sonne geht auf über Gerechten und Ungerechten (Mt 5,45). Aber dem Menschen, dem das Empfangen als seine wesentliche Kraftquelle nicht mehr bewusst ist, entgeht Wesentliches; er steht bedauernswerter da als der Ochs vorm Berg. Er findet keinen Zugang mehr zum Erlebnis einer Freude, die reine Freude ist: zum Glück, empfangen zu sein, daraus zu leben – in dieser Quelle ständig wiederbelebt, ständig erneuert zu werden.

Der Jubelruf Jesu – diesen Ausdruck reiner Freude haben Matthäus und Lukas in ihre Evangelien aufgenommen. Da sagt Jesus: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden“ (Mt. 11,25-27; Lk 10,21). Da liegt doch die Frage nahe: gilt dies, „mir ist von meinem Vater alles übergeben worden“, denn nur für Jesus? Paulus kann sich das nicht vorstellen, er fragt: wie sollte Gott, wie sollte der

Geber alles Guten jedem, jeder von uns und allen Menschen – nicht alles schenken? (Rö 8,32b).

Simon in unserer Geschichte aus dem Lukasevangelium krankt an einer Haltung, die ich auch aus eigener Erfahrung kenne – die macht das Leben eng, grau, sauer. Simon lädt einen Gast ein, Jesus – aber empfängt ihn nicht. Simon möchte von Jesus bekommen, was der zu bieten hat – aber er möchte ihn nicht empfangen. So steht Simon sich selbst im Weg; so verhindert er, dass geschehen kann, was seine Sehnsucht sich so sehr wünscht: wiederbelebt zu werden – *durch* Begegnung, *in* Begegnung.

Jesus beantwortet die versteckte Abweisung durch Simon nicht, indem er sich ebenfalls in einer Distanzierung verschanzt. Weiter und erst recht schöpft Jesus aus dem Vollen. Das tut auch die Frau, die das Haus Simons betreten hat, ohne eingeladen, ohne willkommen zu sein. Wieder fällt sie unangenehm auf. Die allgemeine Wahrnehmung hat sich von ihr längst ein Bild gemacht, das alles andere als vorteilhaft ist. Man sieht sie als „eine Sünderin, die in der Stadt lebt“ – ein Etikett, das seine Wirkung nicht verfehlt. Bevor Jesus sich an seinen Gastgeber wendet, um ihm eine Brücke zu bauen „Simon, ich möchte dir etwas sagen“ – gleich am Anfang der Geschichte hat diese Frau, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, schon Zeugnis abgelegt von dem, was sie im Herzen bewegt. Sie kommt mit einem Alabastergefäß voll wohlriechendem Öl und tritt von hinten an Jesus heran. Dabei weint sie und ihre Tränen fallen auf seine Füße. Sie trocknet seine Füße mit ihrem Haar, küsst sie und salbt sie mit Öl.

„Sie hat mir so viel Liebe gezeigt“ – als Jesus das sagt, werden vielleicht auch einige von denen, die nicht gesalbt wurden, bemerkt haben: die Liebe dieser Frau meint es auch gut mit uns. Das Öl, mit dem sie Jesus gesalbt hat, verbreitet sich – es steigt auf von ihren Händen, von seinen Füßen. Die Luft sorgt für die Zustellung; von der Luft getragen kann der Duft den ganzen Raum erfüllen. Das gute, heilsame Aroma, obwohl es wie die Frau ebenfalls nicht vorgesehen, nicht eingeladen ist - es zögert nicht, dort einzutreten, wo die Tür immer offen ist – dort, wo der Atem Tag und Nacht in seinem Ein- und Ausgehen Zutritt hat. Dieser Duft verbreitet sich im Raum wie eine vorpfingstliche Gabe, „der Seele Salbung, höchstes Gut“ – die Feuerflammen, noch nicht entzündet, im Probe-Anflug.

Die Frau, Jesus, das ätherische Fluidum des wohlriechenden Öls – diese drei werden von der Beklemmung des abgekarteten Spiels nicht erfasst. Sie bleiben mit der Kraftquelle verbunden, strömen aus, was sie jeder, jedem anderen gönnen.

Vorrang für das Empfangen! – Jesus ist dieser Haltung sicher zuerst in seiner Mutter begegnet. Sie hatte ihn als Gabe des Vaters im Himmel empfangen. Ihrem vorbehaltlosen Ja hat sich auch Josef angeschlossen, der Mann an Marias Seite.

Maria, Josef und Jesus – ihre Empfänglichkeit für den Geist Gottes, ihr Vertrauen auf den Vater im Himmel wurde sicher auch durch ihr Flüchtlingsschicksal vertieft. Gott kann gar nicht anders, als mit solchen Menschen unterwegs zu sein. Der biblische Gott – der Gott von Sarah und Abraham, der Gott von Miriam und Josef, der

Gott von Maria und Josef, der Vater Jesu Christi – dieser Gott hat selbst einen Migrationshintergrund – seinen Migrationshintergrund.

Die Evangelien erzählen nicht viel über Josef. Dabei zeichnet ihn eine besondere Begabung aus, die Marias Empfänglichkeit verstärkt. Josef empfängt seine heilsentscheidenden Einsichten in Träumen. Diese Hellhörigkeit für die Botschafter der Nacht, diese außergewöhnliche Vertrautheit mit ihnen ist kennzeichnend für Josef. Dies sind die letzten drei wegweisenden Träume, die Matthäus – nur er – in sein Evangelium aufgenommen hat:

„Als die Sterndeuter wieder gegangen waren, erschien dem Josef im Traum ein Engel des Herrn und sagte: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und flieh nach Ägypten; dort bleibe, bis ich dir etwas anderes auftrage; denn Herodes wird das Kind suchen, um es zu töten. Da stand Josef in der Nacht auf und floh mit dem Kind und dessen Mutter nach Ägypten“. Dort blieb er bis zum Tod des Herodes (Mt 2,13-15.19-23). „Als aber Herodes gestorben war, erschien dem Josef in Ägypten ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und zieh in das Land Israel; denn die Leute, die dem Kind nach dem Leben getrachtet haben, sind tot. Da stand er auf und zog mit dem Kind und dessen Mutter in das Land Israel. Als er aber hörte, dass in Judäa Archelaus an Stelle seines Vaters Herodes regierte, fürchtete er sich, dorthin zu gehen. Und weil er im Traum einen Befehl erhalten hatte, zog er in das Gebiet von Galiläa und ließ sich in einer Stadt namens Nazaret nieder.“ (Mt 2,13-15.19-22).

In seiner Kindheit und Jugend wird Jesus Vieles, Entscheidendes von Josef auch über Tag empfangen haben. Aber in der Sicht des Matthäus wird Josef vor allem durch seine intuitive Empfänglichkeit für die Botschaften der Träume zum Vater Jesu.

Von daher kann auch ein eigenes Licht auf die Vorliebe Jesu fallen, den Vater im Himmel mit einem aramäischen Kosewort voll zärtlicher Bewunderung anzusprechen: Abba. Sich so an Gott zu wenden war in Jesu Zeit ungewöhnlich. Abba – dieser vertraute Klang bedeutet Jesus so viel, dass er nicht anders kann: auch Gott möchte er, muss er so ansprechen. Ob Jesus die Anregung dazu auch in seiner Beziehung zu Josef empfangen hat?

Gnade des Empfangens – aus ihr leben auch wir. Und was unser Vertrauen darauf angeht: Zurückhaltung ist da nicht angebracht. Denn sogar wenn es ins Unermessliche stiege, unser Vertrauen auf die Gnade des Empfangens – das wird sie nicht überfordern. Nein, das wird sie freuen, freuen wie nie. Und dann, erst dann wird sich zeigen, wie gern sie das tut und wie gut sie das kann: sich freuen, so richtig freuen.

Lied: „Tief im Schoß meiner Mutter gewoben“ (Gotteslob Nr. 419,1-5)